



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Münch, W.: Volk und Jugend : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

anerkannte, „alles Gute, Ordentliche und Vorschreitende in Polen nur aus preußischen Zeiten stammt,“ sie sind auch mit den galizischen Verhältnissen zu unbekannt, als daß sie sich an ihren dort vom Adel geknechteten und ausgefognen Brüdern ein warnendes Beispiel nehmen sollten. Über Undank, der Welt Lohn, sollten wir Deutschen uns bei diesen Angehörigen eines fremden Stammes doch nicht wundern; sie glauben den Herren aus der Stadt, die so schöne Reden halten, und sehen jeden Tag, wie viel sie der unausgesetzten Thätigkeit ihrer Pröpste zum Zweck der Mehrung ihres Wohlstandes zu danken haben; diesen, den Patronen der zahlreichen Bauernvereine, folgen sie und werden sie folgen.

(Schluß folgt)



Volk und Jugend

Von W. Münch (in Koblenz)

(Fortsetzung)



ir müssen wohl überhaupt bei der Worteinkleidung der Gedanken und Empfindungen etwas näher verweilen, bei der eigenartigen Sprache der Jugend und des Volkes, die ja ein Spiegel seiner geistigen Beschaffenheit und Bewegung ist. Ein vollkommener Spiegel freilich nicht, denn nicht alles kommt zum Ausdruck, was im Innern lebt, nicht alles klärt sich genug, nicht für alles steht die Wortform zu Gebote. Das Geistesleben des Kindes ist eine geraume Zeit hindurch viel voller entwickelt, als es durch seine eigne Sprache ausdrücken kann; es blickt Verständnis, lange ehe es Verständnis äußert, und äußert es mit Gebärden früher als mit Worten, und mit unbehilflichen, suchenden, tastenden Worten früher als mit sichern und allgemein giltigen. Die Sprache der Jugend macht verschiedene Stufen durch, ehe sie zur Reife der Erwachsenen gelangt. Sie ist zuerst arm und unbeholfen, aber rührend in ihrer Echtheit, da sie nur ausdrückt, was sich dem Kinde aus der Seele in den Mund drängt (denn in diesem Alter wohnen noch nicht zwei Empfindungen neben einander, die eine gegenwärtige füllt die ganze junge Seele gewissermaßen bis zum Überlaufen). Auch der Widerhall dieser lallenden Herzenssprache im Munde der Mütter und Wärterinnen ist anmutend, nicht etwa lächerlich, und eine eigenartige, in sich harmonische Kindersprache haben gerade wir in Deutschland mehr als anderswo. Dann wird die Sprache rasch sicher und ausreichend, die Kinder plaudern, so weit ihr Gesichtskreis oder vielmehr der Kreis ihrer Ge-

Grenzboten III 1897

anken, Gefühle und Bestrebungen reicht, mit voller Leichtigkeit, oft sicherer und fließender als die Erwachsenen. (Man muß natürlich nicht an die abstrakteren Zumutungen der Schule denken, sondern an die freie, natürliche Lebenssphäre der Kindheit.) Es folgt das Übergangsalter, wo die Unbefangenheit verloren geht, wo man von thörichter Scham und andern unharmonischen Empfindungen gequält wird, wo man die Kindersprache verlernt und meidet, und von der bevorstehenden Männlichkeit oder Frauensicherheit nur erste, rohe Spuren zeigt in starrem, ablehnendem und abstoßendem oder andererseits anspruchsvollem, prüdem, innerlich dreistem und auch ein wenig lüsterne Wesen. Hier wird auch die Sprache wieder karg oder stumpf, sie schwebt, wie die ganze Persönlichkeit, noch haltlos zwischen zwei Welten, um sich dann weiterhin allmählich in die neue Lebensregion hineinzufinden; aber lange Zeit bleibt der Ausdruck sozusagen unpersönlich (nicht ein persönliches Eigenleben wiedergebend), wird durch die umgebende Genossenschaft und durch deren Sprachmode bestimmt, ergeht sich gern in Übertreibungen, im Maßlosen, im Grotesken, ganz entsprechend dem zum stärksten und vollsten Leben aufstrebenden und doch noch ungeklärten und ungemäßigten Innern, und ist dabei doch wieder arm, einseitig, stereotyp. Das gilt sogar noch ganz wesentlich von der gesamten Studienzeit der jungen Männer und von der entsprechenden Lebensperiode der weiblichen Welt: es hat für beide Geschlechter mit der körperlichen Übergangszeit gleichsam eine neue Entstehung angefangen, und wieder muß, wie in der frühen Kindheit, die Zeit durchgemacht werden, wo im Innern viel mehr ruht und quillt und sich regt und bildet, als zur bewußten Gestaltung und zur sprachlichen Äußerung kommt. Nur in seinem eigensten Lebenskreise pflegt man in dieser Zeit bereit zu sein, aber eben in jener Beschränkung auf enge Gebiete und unter steter Wiederkehr derselben Urteilsformen, mögen nun die ewig wiederkehrenden Beiwörter „riesig, rasend, furchtbar, kolossal, famos“ oder ähnlich (es ließe sich eine ganze kulturgeschichtliche Reihe aufstellen) oder mögen sie „reizend, nett, niedlich“ lauten — und natürlich in andern Landessprachen entsprechend, man denke nur an die Rolle des englischen *awful*.

Mit alledem ist aber immer erst eine Seite der jugendlichen Sprache berührt. Es wäre nun (des Wortschatzes wurde vorher schon gedacht) zu verfolgen, wie sie sich in Bau und Form der Aussagen, in der Bildung der Sätze kennzeichnet. In dieser Hinsicht ist ja nun auch bei den Erwachsenen und Gebildeten und den Allergebildetsten die mündliche Umgangssprache — und von ihr allein darf doch hier die Rede sein — sehr viel einfacher, sehr viel weniger organisiert, mannichfaltig oder abgewogen als die Schriftsprache, und sie bleibt im Munde der Meisten das ganze Leben hindurch einfach und darf es bleiben; es sind fast nur Pedanten, Akademiker und Affektirte, die das vermeiden. Aber die Sprache der Kindheit wenigstens ist eben doch noch einfacher. Von mannichfaltiger Unordnung der Sätze, von bestimmter logischer

Satzverbindung, von Perioden, von wirkungsvoller Wortstellung, von beabsichtigter Steigerung ist da bekanntlich nicht die Rede. Stets wiederkehrende Anhäufungen wie „und da“ müssen fast für jede Art von Zusammenhang genügen, wie übrigens alle Sprachen einer naiveren Stufe eine ähnlich anspruchslose Gleichförmigkeit auch in ihren Schriftwerken zeigen; so die hebräische, und bei einfacherer Erzählung auch die griechische.

Doch ist außer dem Berührten eins noch bei der Kindersprache nicht zu vergessen: die eigenartige Betonung, Stimmmodulation und Stimmfärbung. Ich weiß nicht, ob sich jemand dem besondern Reiz entzieht, der gerade in dieser Seite der Kindersprache liegt, und der sich ja nicht durch geschriebene Worte darstellen läßt. Zweierlei ist dabei leicht zu unterscheiden. Die begriffliche oder logische Betonung, die Hervorhebung der Worte, die die Hauptträger des Gedankens sind, steht viel tiefer als bei den Erwachsenen, ist wenig entwickelt; aber die Modulation der Stimme, die Widerspiegelung des seelischen Interesses ist viel reicher und voller, und der zarte Klang der — übrigens auch noch nicht sehr individuell unterschiednen — Kinderstimmen macht die ganze Rede reicher, eindringlicher. Wie herzbewegend klingen Angst und Mitleid, Wunsch und Jubel in der Stimme des Kindes! Es ist schon um dieses Klanges willen schwerer, sich gegen Kinderbitten oder Kinderklagen zu verschließen als gegen die eines Erwachsenen, und das alles gehört zu dem Entzückendsten, was uns die Kinderwelt gewährt. Dabei hat diese kindliche Rede, obwohl sie jedem einzelnen aus dem eignen kleinen Herzen quillt, doch ihre festen, in der gleichen Lage immer wiederkehrenden Modulationen, und es ist nicht bloß Nachahmung der ältern Geschwister durch die jüngern oder der Spielgenossen im allgemeinen, sondern es scheint doch durchaus, daß jene Herzenstöne immer wieder von selbst gefunden werden, immer wieder ursprünglich erwachsen; es ist nicht Zufall, wenn man beim Vorübergehen draußen auf dem Spazierweg in dem Rufen und Plaudern eines fremden Kindes die Stimme und Rede eines nahestehenden lieben Kindes aus längst vergangner schöner Zeit mit überwältigender Ähnlichkeit zu erkennen glaubt; diese Wirkung und diese Ähnlichkeit sind viel stärker als die des Angesichts und der Bewegungen.

Dieser Zauber nun geht vorüber, leider zu einem großen Teil auch unter der Mitwirkung der in dieser Hinsicht vielfach tadelnswerten Schule, und in der Zeit des Heranwachsens und des Übergangs behält die jugendliche Rede vorwiegend nur die Mängel der natürlichen Betonungsweise, das Fehlen bestimmter, logischer, dem Gedanken sich anschmiegender Betonung, eine gewisse Stumpfheit und Lässigkeit, und statt des Schmelzes der kindlichen Modulation ein herbes oder schneidendes Herausstoßen. Die Flegel- und Backfischjahre machen sich eben auch auf diesem Gebiete bemerklich; man fühlt nicht mehr weich und zart und selbst nicht mehr recht frisch, und man ist noch nicht aufgelegt oder fähig, ordentlich zu denken; Wollungen ziemlich niedrer Art, mehr abstoßende als anschmiegende Strebungen beherrschen die Seele. Und

nach dieser Periode der langsamen Umkleidung des innern Menschen kommt dann mit der Zeit der beginnenden Schwärmerei (Schwärmerei ist es eben, die der Gefühlsleere folgt, in luftförmiger Gestalt erscheint zunächst das Gefühl, das sich verdichten soll) die Neigung zum Pathos, d. h. nicht etwa schlechthin das Interesse für das Pathetische, sondern das Aufbauschen der Urteile, das Vollnehmen des Mundes, die Hyperbel auch im Tone.

Wie verhält sich alledem gegenüber die Sprache des Volkes? Selbstverständlich hat sie mit der Kindheit gemeinsam die Einfachheit gegenüber der höher organisierten Natur der Schriftsprache, der wirklich geschriebenen oder der nur so genannten, von den Gebildeten auch gesprochenen, die Einfachheit der Sätze und ihrer Verbindungen (die Anknüpfung mit „und da“ oder eine ähnliche zieht sich auch da durch jede zusammenhängendere Mitteilung hindurch), und wo engere Satzverbindungen, wo Perioden versucht werden, da versagt die Kraft des Zusammenhangs jeden Augenblick, man springt ab vom Satzbau, es geht gleichsam der Atem aus, und man macht „Anakoluthe“; geschrieben würde das alles des Korrektors gelinde Verzweiflung erregen und reichliche rote Tinte herausfordern, wie es bei wirklicher Niederschrift so oft das Lächeln und Kopfschütteln des Lesenden weckt. Einfach und eng begrenzt ist ferner der gebräuchliche Wortschatz, der natürlich nicht viel Abstrakta enthält, und diese namentlich nicht in feiner Unterscheidung und Abstufung. Unsicher und stammelnd, wie die Sprache der Kinder, ist die des Menschen aus dem Volke, wenn es gilt, Nichtgewohntes auszudrücken oder Wohlbekanntes in einer nicht gewohnten Form darzustellen, vor dem Richter etwa oder sonst in Berührung mit den gebildeten Ständen. Hier ist die Stätte der seltsamen Verwechslungen, der verkehrten oder verrenkten Fremdwörter usw. Auch außer den Fremdwörtern freilich sind in die Sprache des Volkes immer Bestandteile aus der höhern Sprache übergegangen und gehen stets von neuem in sie über und setzen sich dann vielfach in verschobener Bedeutung und Verwendung oder sonst irgendwie verunstaltet fest, und sie wirken von hier aus allmählich wieder zurück auf die Sprache der Gebildeten, die Mißbildungen bringen allmählich in diese ein — wie ja eben immer Menschen aus der Volkssphäre in die höhere Schicht eindringen und ihre Ausdrucksweise zum Teil mit durchsetzen. (Ich will nur an „simuliren“ erinnern für nachsinnen, „Spektakel“ für Lärm, „Schwarte“ für suada, „räsonniren“ für schelten, um von all den Fällen eines unrichtig gebrauchten Genus oder einer verquickten Konstruktion zu schweigen.) Den Redenden führt die Analogie statt des Gesetzes, und sie führt oft, wie dort die Kinder, so hier das Volk irre; „gebetet“ für „gebeten“ ist nicht bloß ein belustigendes Vorkommnis der Kinderstube, sondern in manchen Gegenden Volksmundart geworden, „geriehn“ für „gereiht“ scheint die edle Zunft der Kleidermacher weithin angenommen zu haben. Dort aber, wo das Volk mit sich selbst und in seiner vertrauten Gedanken- und Gefühlsphäre

verkehrt, da ist es in seiner Sprache durchaus sicher, ähnlich wie die Kinder in der oben abgegrenzten zweiten Periode, wo das Sprechen für sie keine Aufgabe mehr bildet, sondern nur eine natürliche Lebensäußerung neben andern ist, wo ihnen für ihren Bedarf alles nötige zur Verfügung steht und sie sich der Gestaltung ihrer Rede gar nicht bewußt werden, fast so wenig wie die Vögel ihrer natürlichen Singweise. Mit eben solcher Sicherheit tauscht das Volk seine Rede; ein Suchen und Wählen des Ausdrucks für den einzelnen Fall, wie es den Gebildeten so oft vorkommt und gerade den selbständig Denkenden vielleicht am allermeisten, findet dort kaum statt, es sei denn, daß man sich verstellen, andre überreden oder übervorteilen will, wo also vielmehr die Rolle gewählt wird als der Gedankenausdruck. Auch sind es keineswegs bloß die einzelnen Worte, auch nicht einmal bloß die Wortverbindungen, sondern die vollständigen Sätze, die man ständig wiederholt, und das Bedürfnis eines gewissen Wechsels darin liegt nicht vor. Die Landleute grüßen sich bei ihrer Feldarbeit oder auf dem Wege dazu jahraus jahrein mit denselben Fragen und Bemerkungen, und ähnlich andre in ihrer Lage; und wie sollten sie davor zurückscheuen, da ihnen diese nur eine Lebensberührung bedeuten, nicht einen Gedankenausdruck, wie sollten sie sich schämen, da sie gar nichts besondres und eignes geben wollen! Aber fest wie sie sind in ihren Redewendungen, so sind diese Redewendungen auch nicht Phrasen, nicht die Phrasen der höhern Stände, die dort eine so große Rolle spielen, fast ebenso mechanisch angewandt werden wie die Wendungen der Volksrede, und dabei doch den Anspruch erheben, einen wirklichen und einen eignen und womöglich edeln Gefühlsinhalt auszudrücken. Sene Festigkeit und Gleichmäßigkeit gilt dann weiterhin namentlich auch und vielleicht am allermeisten für die Betonung. Wenn sich bei den Kindern bestimmte Betonung oder Modulation immer wieder von selbst einstellt, weil sie aus der Natur der kindlichen Seele hervorstößt und in der That auch den Kindern verschiedner Nationen wesentlich gemeinsam ist, so erhält sich beim Volke die Betonungsweise, die Satzmodulation — zusammen mit der Aussprache der Laute — innerhalb derselben Landschaft oder doch derselben Stadt durch Übertragung und macht die zur Gegend gehörigen leicht und dauernd kenntlich. In dieser Hinsicht macht sich auch ein Hinausstreben einzelner über die Sphäre der Volksgebundenheit hinaus weit weniger fühlbar als in Beziehung auf die Wortwahl, den Wortschatz und die grammatische Richtigkeit, und selbst solche, die, aus dem Volke stammend, durch Studien und Lebensbeziehungen vollständig in die gebildete Welt eingegangen sind, pflegen wenigstens die Satzmodulation ihres heimatlichen Nestes zu behalten, denn diese Modulation ist gewissermaßen animalischer, ist unbewußter als der Wortgebrauch und selbst die Lautbildung.

In der Sprache mischt sich der Ausdruck des Gedanken- und Gefühlslebens. Von dem Gefühlsleben des Volkes soll, natürlich wieder unter Hinblick auf

die Jugend, noch etwas weiter die Rede sein; Beschränkung auf gewisse Hauptzüge wird dabei freilich nötig sein. Es ward eben das Wort „animalisch“ gebraucht und damit die Naturbestimmtheit, die Abhängigkeit des Lebens von den Einwirkungen fester natürlicher Geseze angedeutet. Das stark von der Natur bestimmte Leben fällt selbstverständlich keineswegs zusammen mit einem offenen Sinn für die Natur, der pflegt erst zu erwachen, wo sich das Leben von der Natur abgelöst hat. Freilich sind die Geseze der Natur dem Volke wichtig genug und sehr vertraut, da sie gewissermaßen sein persönliches Schicksal bilden, wie beim Landmann, Winzer, Hirten, beim Seemann, Jäger und Fischer; und so weit wird denn auch eine sichere und oft feine Kenntnis der Erscheinungen erworben und vererbt. Aber jene uneigennütige, rein gefühlsmäßige und meist ästhetische Beobachtung, Würdigung, genußvolle Aufnahme der Natur ist dem Volke im allgemeinen fremd. Vom Schwärmen für Naturschönheiten ist es ganz und gar entfernt. Die Natur ist ihm wie die Luft, die man atmet, ohne ihres Wesens zu achten. Das Grün, das in seinen mannichfachen Abstufungen und Spielarten unser Auge entzückt, ist dem Landmann kaum eine Farbe, es sagt ihm etwas ganz andres, als daß es als bloße Farbe zu ihm spräche. (Vielfach fehlt dem Landvolk geradezu eine sprachliche Bezeichnung dieser Farbe!) Und auch dem Volk der Städte, dem in geschlossenen Räumen arbeitenden, ist die Natur zwar etwas andres als den Landleuten, nämlich die Gelegenheit zu freierer Bewegung, zum Ausblick aus der Enge ins Weite, aber doch nicht wesentlich mehr; eintönig strenge Arbeit zumal weckt vielmehr die Begierde nach freiem, vollem Sinnengenuß als nach der stillen Hingebung an die Natur; es bilden sich dafür keine Organe. Die erste ästhetisch gefärbte Aufmerksamkeit auf die Natur weckt nicht ein schön sich gruppirendes Landschaftsbild, eine liebliche Gegend, auch nicht einmal das an sich Gewaltige, sondern sozusagen Kuriositäten, seltsame Bildungen der Natur, eine schroffe Bergwand, ein jäher Wasserfall, eine sich fast zusammenschließende enge Felschlucht; von diesen erzählt man sich, man staunt sie an, und sie bilden die am frühesten bekannten Anziehungspunkte auch für die Wanderer von weit her. Selbst in der Schweiz hat man lange Zeit gerade solche Raritäten gepriesen und aufgesucht und hat erst nach und nach empfunden, wie herrlich schön das Land im ganzen und überall ist. Wert erhält die Naturumgebung für den Menschen aus dem Volke erst, wenn er sich von ihr lösen soll oder gelöst hat. Das Heimweh ist eine ganz andre Macht in der Seele der einfachen Menschen als bei den Gebildeten,*) innerlich Unabhängigen, wie es übrigens ja selbst in der Tierwelt in allerlei Formen eine wichtige Rolle spielt.

*) Daß man dort eine uns Gebildeten kaum merkbare Wesensverschiedenheit (der Sprache, des Aussehens usw.) schon als volle Fremdheit empfindet und ihr mit spröder Verschlossenheit gegenübersteht, also etwa den Leuten aus einem etwas entfernten Dorfe, den Kindern einer fremden Familie, mag hier wenigstens Erwähnung finden.

Blicken wir nun gleich auch auf die seelische Beziehung zu dieser letztgenannten Welt. Wohl steht das Tier dem Menschen aus dem Volke, so unendlich sich selbst der Unmündigste darüber erhebt, verhältnismäßig näher, und man versteht sehr wohl die Schilderung von dem traulichen Zusammenleben arabischer Familien mit ihrem treuen Pferde und ähnliche Mitteilungen. Dem Volke in unsern Kulturländern ist das Tier zunächst, wie der Boden und der Pflanzenwuchs, Gegenstand des Nutzens oder Schadens, dienstbar oder feindlich; man nutzt es aus oder bekämpft es, beides — und namentlich das erstere — oft mit großer Herzlosigkeit. Immerhin schleicht sich auch über der auszunutzenden Verwendung vielfach etwas wie Liebe oder wenigstens Wohlgefallen und Anhänglichkeit in die Herzen, was dann aber nicht bloß gegenüber dem stattlichen Pferde oder der ergiebigen Kuh und dem stolzen Hahn gilt, sondern auch dem unästhetischen Schwein und der prosaischen Ziege. Dem Spiel der Hunde sieht das Volk gern mit ausdauerndem Interesse und einem innigen Behagen zu, sodaß man sich darüber wundern müßte, wenn nicht wirklich viel menschenähnliche Regungen und Situationen dabei zum Vorschein kämen, und wenn nicht — die Menschen der vornehmern Klasse bekanntlich dieses Interesse in noch höherm Maße verrieten.

Kinder und Heranwachsende stehen zur Natur ganz ähnlich wie das Volk. Wenigstens sofern auch sie nicht das Ganze zu sehen, nicht das Schöne im großen aufzunehmen und namentlich nicht dafür um seiner selbst willen zu schwärmen vermögen. Dieser Sinn entwickelt sich im allgemeinen erst nach dem zwanzigsten Lebensjahre. Die Natur hat für sie andre Bedeutung. Ein sich weit und frei hindehnender Raum weckt die Lust zu freier Bewegung, der dichte Wald lockt zum Durchwandern oder zum Verstecken, die grüne Wiese zum spielenden Herumkollern, die Pflüge zum Hineinpatschen, der See zum Baden, der Abhang zum Ersteigen oder zum Herabspringen, der Baum zum Erklettern und zum Obstschütteln, auch zum Belauschen der Vögel und Aufspüren der Nester, der weite Höhenausblick zum Erproben des Auges usw. Anders ist's hier mit der Tierwelt, in der die Jugend oder wenigstens die Kinderwelt auch die nahe verwandten Wesen fühlt, ihr vielfach näher und verständlicher als die erwachsenen Menschen, in der sie gute Kameraden findet und für ihre Sinnenbeobachtung unendlichen Stoff, aber gegen die sie andrerseits auch wieder den innemohnenden Trieb der Grausamkeit walten läßt, wie hier nicht weiter ausgeführt zu werden braucht.

Daß Volk und Jugend sehr viel gleichmütiger als die gebildete und erwachsene Gesellschaft gegen die Unbilden der Natur sind, gegen Wechsel und Tücken des Wetters z. B., soll nur im Vorübergehen angeführt werden. Nur Extreme empfindet man, das Dazwischenliegende macht keinen Eindruck; die Jugend braucht nicht erst Sonnenschein, um das Leben lebenswert zu finden, der Regen verbietet ihr das Spiel im Freien nicht, saufender Wind regt sie

geradezu an, die Natur ist ihr damit nur um so viel belebter, es imponirt ihr da eine neue Kraft; die Hitze hindert sie nicht am Toben, die Kälte bleibt ungefühlt, wo sie Eis- und Schneevergnügen beschert; und das Volk, auch die, die von der Feindseligkeit des Wetters bitter leiden, sie machen nicht viel Wesens davon, das Wetter ist ihnen ein Stück des gemeinen Menschenschicksals, das der Einzelne hinnimmt, wie es über die Gesamtheit verhängt wird.

Bleiben wir bei dieser Ergebung in das Schicksal stehen. Sie darf in der That als ein weiterer Zug in dem Charakterbilde des Volkes angesehen werden. Nicht als ob hier nicht gelegentlich der Ordnung der Dinge, in die man sich fügen soll, besondrer Troß entgegengestellt würde: das *corriger la fortune* ist ein Wunsch, der manches ungestüm begehrlische Herz zu jäher Unthat hinreißt; aber im ganzen ist das Hinnehmen (das wir nicht gleich Resignation setzen wollen oder gleich frommer Ergebung) mehr die Regel, weit mehr als in den höhern Schichten. Weder ist der Wille des Einzelnen geklärt und gefestigt genug und seine Ziele begeisternd genug, um die Schranken des eingeengenden Geschicks durchbrechen zu wollen, noch hat er die äußern Mittel und Hilfen, die dem Unabhängigen zur Verfügung stehen. Man fühlt sich frühzeitig alt werden, man spricht es aus ohne viel Gethue, und dabei hat es sein Bewenden. Man leidet Krankheit, die sich dehnt und verschlimmert, aber man kann ja nicht daran denken, alle Hilfsmittel der Wissenschaft in Anspruch zu nehmen, alle Geldsummen springen zu lassen, alle Koryphäen anzugehen, alle Kurorte durchzukosten. *) Man erfährt schwerwiegenden Umdank von den Nächsten, und trägt es doch nicht mit der tiefen Bitterkeit, wie wir es thun würden; der Mensch bäumt sich nicht so empfindlich auf gegen Unbill und Unrecht, er fühlt sich nicht genug dazu. Man erleidet den schwersten Herzensverlust und muß doch rennen und ringen und schaffen vom Morgen bis zur Nacht um das Dasein. Das Volk kann sich seinen Gefühlen selten recht hingeben, auch die schmerzlichsten nicht voll ausleben, und so graben sich die Rinnen nicht so tief; es ist darum nicht oberflächlich zu nennen, denn es muß mit feinem Maße gemessen werden, und dieses Maß ergibt sich aus seinen wirklichen Lebensbedingungen.

Was aber die Jugend betrifft, so ist es ja ihr Recht und ihr Vorzug, leicht zu verschmerzen, den Wert der Verluste noch nicht nach seinem vollen Gewicht zu messen, sich in veränderte und auch in sehr verschlechterte Umstände leicht hineinzuleben, das Dasein in der Gegenwart hoch genug zu schätzen und von Vergangenheit und Zukunft nicht allzusehr bedrängt zu werden. Auch hier haben sich die Rinnen noch nicht tief gegraben, und die Jugend darf

*) Dabei ist die Furcht vor dem Eingriff des Arztes und namentlich dem körperlichen Schmerz, den dieser Eingriff bringen könnte, ein Stück Kinderei, der das Volk nicht zu ent wachsen pflegt, wie denn überhaupt körperlicher Schmerz da über die Maßen hoch angeschlagen wird, wo die seelischen Schmerzen noch zu keiner rechten Ausbildung kommen.

oberflächlich sein, ohne Verurteilung herauszufordern. So geht sie denn selbst dem Tode, wenn er sich in jungen Jahren ankündigt, mit milderer Bitterkeit entgegen als die Reifen, die von der Höhe des Lebens hinabstürzen sollen oder von dem, was sie als Höhe des Lebens meinen ansehen zu dürfen; es sind ja noch nicht so viele Fäden im Leben geknüpft, es ist noch kein so weitgeführtes Gespinnst aufzulösen, die freundliche Gewohnheit des Daseins ist noch nicht so alt, und den Kindern zumal ist der Tod nichts anderes als ein neues Wunder in der Reihe der Wunder, die das Leben Tag für Tag vor ihnen öffnete.

(Schluß folgt)



Jeremias Gotthelf

Von Adolf Bartels

3



oviel ist richtig, daß seit der Mitte der vierziger Jahre in Gotthelfs Schriften die Politik eine große Rolle zu spielen beginnt, man könnte sagen, eine unverhältnismäßig große, wenn Gotthelf eben nur als Dichter zu betrachten wäre, was aber nicht der Fall ist. Hätte der Dichter, der Künstler in ihm wirklich die erste Stelle behauptet, es wäre ihm ganz unmöglich gewesen, viele seiner spätern Werke ohne jede ästhetische Rücksicht zu schreiben, die ästhetische Richtung seiner Natur wäre immer mehr hervor- statt zurückgetreten, der Künstler hätte sich immer reifer gezeigt. Daß das nicht der Fall war, erweist augenscheinlich, daß meine Auffassung, wonach sein dichterisches Talent, so mächtig es auch erscheint, doch erst an zweiter Stelle steht, richtig ist. Fast komisch berührt es, wenn Keller, der eben der Dichter und Künstler war, der Vigilius nicht war, seinem vermeintlichen Kollegen immer wieder die schönsten ästhetischen Ratschläge erteilt und zuletzt die religiöse Weltanschauung des Dichters für seine mangelnde ästhetische Ausbildung verantwortlich macht. „In jeder Erzählung Gotthelfs liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem »Hermann und Dorothea,« aber in keinem nimmt er nur den leisesten Anlauf, seinem Gedichte die Schönheit und Vollendung zu verschaffen, welche der künstlerische, gewissenhafte und ökonomische Goethe seinem einen, so zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben mußte. Und hierin liegt die andre Seite seines

Grenzboten III 1897

52